

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Über die Würde
Autor: Stebler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über die Würde

Die Beziehungen von Mensch zu Mensch beruhen auf gegenseitigem Verstehen. Sie ändern sich je nach dem Grad dieses Verständnisses; ob sie sich vorteilhaft oder nachteilig entwickeln, hängt vom Verhalten des einzelnen dem Partner oder der Gesellschaft gegenüber ab. Dieses Verhalten wird durch innere und äussere Einflüsse bestimmt. Schicksalsschläge, Rückschläge, aber auch Erfolge, die nicht durch eigenes Zutun eingetreten sind, können nachteilig darauf einwirken; Leidenschaften können es verzerren. Indessen kommt es hauptsächlich auf die natürliche Veranlagung an.

Was aber ist Würde? Man kann es auf hundert Arten umschreiben; ich sage es: Ausstrahlen menschlicher Ueberlegenheit derart, dass sie anerkannt wird. Ueberlegenheit darf freilich nicht mit Ueberheblichkeit verwechselt werden; sie tut sich nicht in Aeusserlichkeiten kund, sie gibt sich unauffällig und dringt durch dank ihrer sittlich moralischen Kraft.

Wahre Würde beruht auf Herzensbildung. Sie ist der Abscheu des Menschen dem Niederen gegenüber. Sie trägt ihn auf die Höhenwege des Lebens, wie der Instinkt den Zugvogel in seine Heimat führt.

Weder Stand, Rang, Macht, Geld, Ehre, Ansehen oder Titel verleihen dem Menschen Würde; sie sind schillernde Aeusserlichkeiten; Würde ist, wenn er daraus die Verpflichtung ableitet, diese Vorzüge durch sein Verhalten zu rechtfertigen.

Sie hat auch mit dem Alter nichts zu tun. So schön die Ehrfurcht vor grauen Haaren ist, so falsch kann sie bisweilen angebracht sein. Ein hohes Alter erreichen ist noch kein Verdienst; verdienstvoll kann die Art und Weise sein, wie man es erreicht.

Man sieht sich versucht, Würde mit Takt gleichzustellen. Aber sie ist mehr. Takt spielt irgendwie ins Taktische hinüber. Würde verhält sich zu Takt ungefähr wie Kultur zu Zivilisation: das eine ist angeboren, das andere wird angelernt. Würde ist etwas, das man hat, ohne es zu wissen.

Andere beherrschen ist leicht, sich selbst beherrschen schwierig. Unter gewissen widrigen Umständen mag es schwer fallen, das seelische Gleichgewicht zu bewahren und unbeirrt den richtigen

Weg zu gehen. Es braucht dazu eine bestimmte Reife, einen harmonischen, ausgeglichenen Charakter und viel Selbstkontrolle; der Mensch muss über die Dinge hinauswachsen. Es genügt nicht, dass er sie aus Distanz betrachtet; er darf auch sich selbst nicht zu nahe stehen. Dann gewinnt er die überlegene Güte, die das Kennzeichen wahrer Menschenwürde ist.

Würde drückt sich in der Gesinnung aus. Sie liegt nicht in dem, was man gilt, sondern was man ist. Wer vor sich selbst besteht, besteht auch vor andern. Er ist nicht auf oberflächliche Beurteilung angewiesen. Würde tritt nach aussen überhaupt nicht in Erscheinung. Wollte man sie zur Geltung bringen, würde sie unecht und aufgedonnert wirken wie der Text einer landesüblichen Todesanzeige.

Es gibt mächtige Menschen, die innerlich sehr klein und unfrei sind. Ihre Unzulänglichkeit verbergen sie hinter einem würdevollen Auftreten und merken nicht, wie lächerlich sie wirken. Eine alte Hütte bleibt alt, auch wenn ihre Fassade neu gestrichen wird.

Würde hat mit Feierlichkeit nichts zu tun. Wo es ganz feierlich zugeht, bin ich misstrauisch. Es steckt zuviel Mummenschanz dahinter. Es fehlt der natürliche Anstand, es fehlt das Kind im Erwachsenen, die Unschuld in der Sünde, es fehlt der gesunde Humor. Die grosse Geste wirkt immer verlogen.

Wer wirklich würdig ist, pocht nicht auf diese Eigenschaften, ist nicht darauf bedacht, dass andere ihr die Reverenz erweisen. Wer es auf solche Ehrenbezeugungen absieht, führt bloss seine Eitelkeit spazieren.

Der Mensch ist der Schauspieler seines Ideals, sagt Nietzsche. Er möchte angesehen sein. Zum Ansehen gehört, symbolisch ausgedrückt, der Bratenrock. Es kann auch ein Bratenrock in übertragenem Sinne sein. Ein indianischer oder sonstiger Mediziner, der mit wilden Kriegstänzen glaubt Würde vortäuschen zu können, irrt sich. Im Urteil denkender Menschen kommt es nicht auf die Kriegsbemalung oder die Zahl der Orden an. Wesentlich ist nicht, wie man auftritt, sondern ob das Auftreten nach aussen der innern Haltung entspricht.

Wir schätzen unser Selbst oft zu hoch ein. Die Unsicherheit des Wissens über unsere eigenen Werte zwingt uns vielfach zur Pose. Wir verfallen, bildlich gesprochen, in den Stil der verkrampften Familienphotographien vergangener Zeiten, der Pose mit etwas kitschigem Hintergrund und viel fader Süsslichkeit.

Nach aussen zur Schau getragene Würde wirkt kläglich. Hinter der Würde muss eine Persönlichkeit stecken. Bei dieser Persönlichkeit kann es sich um einen äusserlich sehr unscheinbaren Menschen handeln; massgebend ist das Fluidum, das er ausstrahlt. Es laufen zu viele Schablonen und Würden-träger, aber zu wenig Persönlichkeiten herum. Wer sich volkstümlich gibt, gibt sich auf. Volkstümlich sein wollen ist vielfach eine Taktlosigkeit gegenüber seinem bessern Selbst.

Der Festredner, der Wasser predigt und Wein trinkt, handelt würdelos. Daher meine heftige Abneigung gegen alle Festredner. Sie triefen zu sehr von dem, woran sie selber nicht glauben. Sie wechseln Würde mit Pathos. Sie wollen ohne eigene Verpflichtung den Mitmenschen verpflichten. Würde im Frack ist überhaupt lächerlich.

Der grosse Herr Verwaltungspräsident verkörpert an der Sitzung die Würde selbst. Seine Sekre-

tärin ist gar nichts. Wenn sie aber auf der Heimfahrt eine allfällige Zudringlichkeit mit einer Ohrfeige quittiert, so ist die Würde auf seiten der Sekretärin. Aber das weiss ja die Öffentlichkeit nicht. Und auf die Publizität kommt es schliesslich an.

Würde, die uns kraft unserer Stellung oder anderer Zufälligkeiten angedichtet wird, verleitet uns zur Ueberheblichkeit. Sie lässt uns das richtige Mass für die Dinge und die richtige Beurteilung des Nebenmenschen verlieren. Der Vorgesetzte beispielsweise, der einen kleinen Untergebenen vor Zeugen abkanzelt, handelt würdelos. Solche Demütigungsszenen sind hässlich. Missbrauch der Macht wirkt abstossend.

Auf das Verhalten kommt es an. Wer zu einem ihm angetanen Unrecht schweigen kann, benimmt sich würdiger, als wer es in die Welt hinaus schreit. Unsere Achtung gilt dem, der das Widerwärtige überwindet, statt es seinen Mitmenschen zuzuspielen.

Zusammengefasst: Würdig und würdevoll sind zwei verschiedene Dinge. Würde ist das Ausstrahlen einer Ueberlegenheit, die überzeugt, ohne zu verletzen.

Jakob Stebler.

Letztes Wünschlein

Von Kaspar Freuler

Es hiess im Dorf, der alte Schuhmacher Brandenberger liege im Sterben. Eben noch hatte man ihn durch die Gassen gehen sehen, langsam und bedächtig, den achtzig Jahren entsprechend, die er auf dem Rücken tragen mochte. Manche hatten ihn seit Jahr und Tag für einen Sonderling gehalten, und das kam wohl auch daher, weil er mitten in einem Weindorf, dessen ganzer Reichtum in seinen Rebhängen lag, keinen Tropfen Wein getrunken hatte. Die Alten freilich munkelten, in seiner Jugend hätte er's wüst getrieben und sei für seine Räusche bekannt gewesen; doch lag das alles mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, und die Wirte, die ihm damals ausgeschenkt hatten, ruhten längst unter der Erde. Seither hatte er sich ehrlich-redlich durchs Leben gebracht, hatte Tag für Tag in seiner engen Butik gegessen und schweres und leichtes

Schuhwerk geflickt und gesohlt um anständigen Preis. An den Sonntagen sass er oft in der Kirche, stets auf demselben Platz vor der zweiten Säule. Nachmittags ging er durch Wald und Feld und am Abend setzte er sich für ein Stündchen in den «Freihof» und trank ein Glas Süssmost oder Traubensaft.

«Früher war das ganz anders», meinte er dann gelegentlich, «wenn da einer nicht sein Bier oder sein Glas Wein vor sich stehen hatte oder keinen Schnaps in den Most leerte, so zeigte man mit Fingern auf ihn. Aber das ist schon lange vorbei. Die Jungen sind gescheiter geworden!»

Dass er selber vielen von den Jüngern und Jungen das gute Beispiel vorgelebt hatte, ja sogar in früheren Jahren eine kleine Gruppe von Temperenzlern gegründet hatte, das wussten nur die, die